

LEISTEN UND LÜCKEN

Philipp Esch

Dass die Sockelleiste nicht nur Wand und Boden, sondern Welten trenne – die Welt der Architekten, die eben die Leiste verabscheuen, vom Rest – ist derart abgedroschen, dass sich jedes weitere Wort dazu verbietet. Nicht um solche moralischen Implikationen soll es denn in der Folge gehen. Wenn die Sockelleiste zum Ausgangspunkt einer Reihe von Mutmassungen über die Arbeiten von Patrick Gmür wird, so soll nach Gründen und Hintergründen gefragt werden, warum dieses Bauteil hier so auffallende Bedeutung erhält. Dieses «Herauszoomen» aus dem Nahbereich des Boden-Wand-Anschlusses in die Totale, die Betrachtung der Arbeitsweise eines Architekten, ist nicht immer geeignet, eine architektonische Handschrift besser zu lesen. Bei Patrick aber, so behaupte ich, entspricht sie der Richtung, in der er denkt. Statt sozial- oder architekturtheoretische Überlegungen in der Disposition und Konstruktion von Bauten zu konkretisieren, werden hier persönliche Anschauung und empirisches Tüfteln in Architektur übersetzt. Gmür argumentiert fern der Theorie, dafür nahe an zahllosen Beispielen – architektonischen und fachfremden. Ein solcher von der eigenen

Anschauung gespeister Fundus ist naturgemäss unhierarchisch. Luis Barragáns Farbwelten, das vom Vater entworfene Elternhaus, «in dem schon alle Themen angelegt sind» (wie Patrick Gmür rückblickend sagt), Ernst Gisels dosiert fließende Raumfolgen, Álvaro Sizas Handläufe, Türklinken, die gut in der Hand liegen – all das existiert nebeneinander in loser, assoziativer Nachbarschaft.

Die Sockelleisten in Gmürs Bauten fallen auf – in ihrer Grösse, ihrer Farbigkeit, ihrer Körperhaftigkeit. Sie sind mal silbern und fast armdick (im Schulhaus Scherr^A), mal schwarz (in den Wohnüberbauungen James^B und an der Imbisbühlstrasse^C) oder gar zweifarbig (im eigenen Wohnhaus an der Gertrudstrasse^D), mal einer Lamperie aufgesetzt (im Wohnhaus am Steinhofweg^E in Luzern), mal in Möbel und Türen integriert. Sie offenbaren eine bewegliche Haltung im Umgang mit dem industriell gefertigten Detail, wie es im günstigen Wohnungsbau die Regel darstellt. Den zwei bekannten Strategien – hier der Trash Chic ostentativ zur Schau gestellter, industrieller Ruppigkeit, dort der Minimalismus des zum Verschwinden gebrachten Details – stellt Patrick Gmür eine Haltung zur Seite, in welcher die selbstbewusste Zurschaustellung des Details Handwerklichkeit suggeriert, während dessen



Robustheit die industrielle Fertigung nicht verleugnet. Statt sich bei der Gestaltung der Sockelleiste auf die konventionellen beiden Wege beschränken zu lassen (gehört die Leiste zur Wand? Dann ist sie weiss. Gehört sie zum Boden? Dann übernimmt sie dessen Material bzw. Farbe) begründet die Sockelleiste hier eine eigene, hervorgehobene Kategorie, in der alles leistenartige, ja alle nicht-flächigen Schreinerarbeiten zusammengefasst sind, also auch Türzargen, Fensterrahmen, Brüstungsabdeckungen und Ähnliches. So unräumlich diese Haltung auf den ersten Blick wirkt, so räumlich ist sie im Effekt, indem sie ein scharf gezeichnetes Netz linearer Koordinaten legt (wo allerdings die Leisten tief-schwarz gestrichen sind, wie im James und in der Wohnüberbauung an der Imbisbühlstrasse, greifen sie für meinen Begriff zu dominant in die Räumlichkeit ein, indem sie trennen, was sie verbinden sollen). Dass die Interieurs dadurch ausserdem edler wirken, hat mit dem Wissen um die Bedeutung der Nahtstelle zu tun. Hochwertige Kleider erkennt man häufig weniger an der Qualität des Stoffs als an der Qualität der Nähte und Säume, weshalb diese gerne dekorativ herausgearbeitet werden.

Im Rückblick auf Patricks Gmürs Bauten begegne ich der plastisch hervorgehobenen Sockelleiste zum

ersten Mal im Schulhaus Scherr (Zürich, 2001–2003). Dort schwillt sie gleichsam an bis auf die Breite einer Blockzarge und verhilft so den Türen (den preiswertesten, die man haben kann) zu zusätzlicher Bedeutung, indem sie diese in eine grössere Bewegung einbindet. Es ist vielleicht kein Zufall, dass ausgerechnet das Schulhaus Scherr zum Auslöser für die beschriebene Thematisierung der Fuge wird, ist doch die Schulerweiterung ein eigentliches Kabinettstück im An-, Auf- und Umbauen eines bestehenden Gebäudes, wo jeder Anschluss bewusst entschieden sein will. Soll er bloss pragmatisch gelöst oder aber kunstvoll verschliffen, ins Licht gerückt, ja dramatisiert werden? Mir scheint, als seien gerade die Umbauten zu den eigentlichen Versuchsfeldern geworden, nicht nur im Umgang mit dem Element «Sockelleiste».

Die grössere Bewegung der von der Sockelleiste zueinander in Beziehung gesetzten Türen, Fenster, Gewände, Simse wandert von nun an durch fast alle Projekte und wird dabei kontinuierlich bestimmender und zugleich bestimmter. Im jüngst fertig gestellten Mehrfamilienhaus am Steinhofweg (Luzern, 2006–2008) ist die Sockelleiste nicht einfach durchlaufendes Standarddetail, sondern elastisch reagierendes Element, mal breit (wo einst eine Lamperie den Parkettanschluss



abdeckte), mal bloss gemalt (auf der Schiebetür, die solcherart den Raum visuell viel stärker abschliesst), mal keramisch, mal hölzern. In der eigenen Wohnung an der Gertrudstrasse (Zürich, mit Annette Helle, 2005–2008) werden Aufgabe und Gestaltung der Sockelleiste schliesslich nochmals erweitert. Weil hier mit Ausnahme weniger Deckendurchbrüche der gesamte Umbau eine einzige Schreinerarbeit ist, wandert die Leiste vom Boden aufwärts als Pass- und Abdeckleiste den Wänden und Decken entlang. Farblich ist sie nun zurückgenommen, dafür aber zweifarbig, weshalb sie nicht länger trennend wirkt, sondern verbindend.

Wer die Architektur von der Sockelleiste statt vom Gesellschaftsentwurf her denkt, hat weniger Berührungspunkte mit den Gesetzen des Marktes, den Regeln des Bauens und den Konventionen des Wohnens gegenüber. So affirmativ Patrick Gmürs Haltung diesen Bedingungen gegenüber ist, so unermüdlich sucht er nach «Lücken» dazwischen, Spielräumen für Weiterentwicklung. Die graduellen Veränderungen interessieren ihn, die Neuerfindung des Metiers überlässt er anderen.

In der Gestaltbarkeit der Sockelleiste hat Gmür eine «Lücke», wie er selbst dies nennt, erkannt, eine Brache, die er neu bestellt. Eine andere betrifft die Nasszellen, diejenigen Räume in der Wohnung mit

der geringsten individuellen Gestaltungsmöglichkeit, welche mittels expressiver Farbgebung und sorgfältiger Lichtführung aktiviert werden. Immer wieder taucht auch das Durchgangsbad auf, welches dank einer zweiten Tür der Tag- wie der Nachtsphäre zugeordnet ist und die beiden informell verbindet, sodass vermeintlich inkompatible Nachbarschaften produktive Reibungswärme freisetzen (beispielsweise Baden neben der Bibliothek). Überhaupt eröffnen zusätzliche Türen innerhalb der gekammerten Struktur seiner Wohnungslayouts immer wieder fliessende Raumfolgen – ein Effekt übrigens, den die «unendliche», alles integrierende Sockelleiste noch verstärkt.

Auch am exponentiellen Flächen- und Höhenwachstum von Balkonen, Loggien und Terrassen, wie es die letzten Jahre hervorgebracht haben, hat Patrick Gmür grossen Anteil – die doppelgeschossigen Balkonlandschaften der Wohnsiedlung an der Paul-Clairmont-Strasse sind zu eigentlichen Ikonen dieser Entwicklung geworden.

Andere «Lücken» sind freilich so breit, dass man nicht mehr davon sprechen mag, Gmür habe sie bloss gefunden – er hat sie eher aufgestemmt. Zu den anregendsten gehört etwa die kühne These, man könne dreissig Meter tiefe Wohnungen bauen, dabei

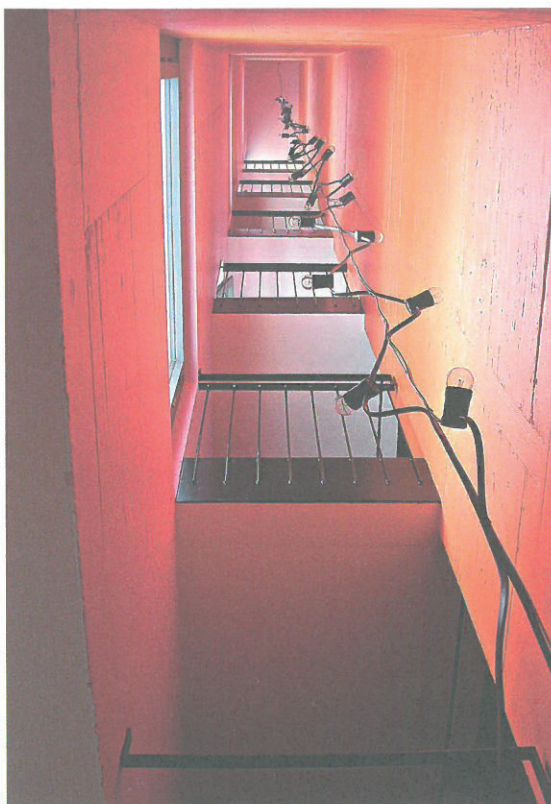


ausgerechnet Bäder und Küchen an die Fassade legen und die doppelgeschossigen Wohnzimmer in die dunkle Mitte (so behauptet in den mittleren Wohnungen im Hard Turm Park Hochhaus^A). Was als provokativer Tabubruch daherkommt, wird sogleich mit einer funkeln- den Vorstellung vom Leben in einer solchen Wohnung plausibilisiert. Solvente Ein- oder Zweipersonenhaushalte werden angepeilt, deren viel beschäftigte Bewohner das Haus unter der Woche bei Dämmerung verlassen und betreten. Bei ihresgleichen brennen die Lampen im Wohnzimmer also ohnehin, Gebäudetiefe hin oder her (ja, vielleicht trägt die grosse Tiefe gar zur Coolness bei, erinnert sie doch an die Raumfolgen tief in den Ge- bäudemassen von Manhattans *Brownstones*). Und am Wochenende werden hier sinnliche Genüsse wie Baden oder Kochen an exponierter Aussichtslage zelebriert. Solche Beispiele, in denen Patrick Gmür genüsslich mit Lifestyle-Wohnsituationen flirtet, machen verschie- dene seiner Entwürfe zu eloquenten Beispielen für immer tiefere Wohnungsgrundrisse (deren gegenwärtige Promotion durch die Allianz von Nachhaltigkeits-Lobbyis- ten und Immobilienspekulanten im Übrigen durchaus zwiespältig ist).

Mir scheint, als gelängen ihm diejenigen Wohnun- gen am besten, die seiner eigenen Lebenssituation

am nächsten sind. Vielleicht ist das trivial und geht allen gleich – vielleicht illustriert es aber auch, in welchem Masse Gmür aus der eigenen Anschauung schöpft? Und hilft mit, zu erklären, warum Wohnungs- und Haus- bau die Werkliste dominieren, Museen oder Kirchen da- gegen nicht vorkommen. Jedenfalls wirken die kom- paktten Familienwohnungen konventioneller, ja routiniert, diejenigen Wohneinheiten dagegen, in denen eine oder zwei Personen auf grosszügiger Fläche miteinan- der leben, deutlich freier und eigenständiger. Und in der eigenen Wohnung, die er gemeinsam mit seiner Lebenspartnerin Annette Helle entworfen hat, gelingt gar ein eigentliches Kabinettstück.

Die Gleichzeitigkeit von generellem Annehmen und punktuelltem Unterlaufen der Regeln ist spielerisch, nicht resignativ. Der Begriff «Spielwitz», den Claude Lichtenstein seiner Ausstellung zum Schweizer Design voranstellte¹ und damit helvetische Gestaltungs- tugenden sehr treffend apostrophierte, passt auf Patricks Entwurfshaltung in hohem Masse. Besonders augen- fällig wird dies in einem der jüngsten Entwürfe vorge- führt, dem Wettbewerbsbeitrag für ein Wohnhaus am Gleisfeld des Zürcher Hauptbahnhofs (Wohn- und Geschäftshaus an der Neufrankengasse, SBB Immo- bilien, 2008^B). Die extrem unterschiedlichen Potenziale



und Probleme der beiden Gebäudeseiten – Fernblick, dafür Lärm vom weiten Gleisfeld, Ruhe, dafür Einblicke von der dichten Nachbarschaft – verlangen nach einer Lösung, welche Licht in die Tiefe des Gebäudes bringt und den tiefen Aussenraum als filternden Mittelgrund zwischen Wohnung und Nachbarhäusern einsetzt. Seine Suche nach der «Lücke» nimmt Patrick hier beim Wort, indem er durch die diagonale, geschossweise versetzte Anordnung der Wohnung tiefe Zwischenräume öffnet, eigentliche Kerben oder vielmehr Lichtschnorchel, welche die Räume darunter in anregende Spannung versetzen.

In diesem Entwurf gerät einiges in Bewegung: Da wird zunächst einmal eine dramaturgisch effiziente Alternative zur derzeitigen Mode zweigeschossiger Wohnzimmer vorgeführt. Da ist zum anderen ein Aufbruch weg von der Ortho- hin zur Polygonalität im Werk von Patrick Gmür, dessen weiteren Weg man mit Neugier verfolgt – sofern denn sein Architekturbüro diese Entwicklung ohne ihren Spiritus Rector fortsetzen wird. Die hier angelegte Polygonalität ist im Übrigen keine freie, sondern eher eine Reminiszenz an die hexagonalen Strukturen in F.L.Wrights Werk, in denen die Konvention des rechten Winkels nicht einfach aufgegeben, sondern von der Regel eines eigenen Winkels abgelöst wird.

So beredt Patrick Gmürs Häuser im Innern sind, so wortkarg geben sie sich aussen. Fühlt man sich in den Wohnungen immer wieder an Josef Franks schönes Wort vom «Haus als Weg und Platz» erinnert und «spiegelt [im Schulhaus Scherr] der Reichtum der Bezüge und räumlichen Erlebnisse die Komplexität der Stadt», wie es Arthur Rüegg formuliert,² so erstaunt die Neutralität der äusseren Gestalt, aber auch der städtebaulichen Haltung. Dort, wo nicht die innere Struktur das Äussere des Hauses bestimmt – was zu manchen expressiven Strukturbildern führt – dort herrscht ein kühler Funktionalismus vor. Bandfenster oder homogene Fensterfolgen überziehen glättend das heterogene Innere. Dahinter steht Gmürs Überzeugung, dass das allgemein gehaltene Äussere einem Haus mehr Geheimnis lasse als das expressive. Und dass es geradezu zum Wesen des städtischen Hauses gehöre, wenn man ihm nicht gleich ansehe, wo (und ob) hier gewohnt oder gearbeitet wird.

Ich habe Heinrich Tessenows «Innerlich können wir nicht eigenartig, äusserlich nicht allgemein genug sein» im Ohr und empfinde doch, dass mir an der «Allgemeinheit» von Patricks Bauten etwas fehlt. Vielleicht ist sie mir zu passiv, ist ihr kommunikatives Angebot nicht aktiv genug. Damit meine ich nicht



einfach die Anzahl der Fenster, sondern welches Potenzial zur emotionalen Aneignung den Fassaden innewohnt. Viele sind in ihrer extremen Spröde gleichsam zu glatt, als dass auf ihnen eine sentimentale Bindung anwachsen könnte. Gesucht wird andererseits auch nicht die Abstraktion kühler Eleganz – denn auch Eleganz ist ein kommunikatives Angebot, «ist etwas (für die anderen), ist ein sozialer Begriff, der seinen Wert aus dem allgemeinen Anerkanntsein zieht», wie der Philosoph und Soziologe Georg Simmel formulierte.³ – Vielleicht geht mir über Patricks Zurückhaltung in der äusseren Gestaltung seiner Häuser die charakterisierende Aufgabe der Fassade, eben «Face» – «Gesicht» – zu sein, verloren.

Gerade diese äussere Seite der Architektur aber, ihr Beitrag zum Gesicht der Stadt, wird Patrick in Zukunft beschäftigen, wenn er bald die Leitung des Amtes für Städtebau übernimmt. Die «Lücken» im festen Gefüge von Bedingungen und Regeln, die er dort aus- oder aufmachen wird, werden andere Architekten ausfüllen und gestalterisch aktivieren. Und wer weiss, vielleicht wird er in der Trottoirkante soviel gestalterisches Potenzial erkennen, wie er es in der Sockelleiste ausgemacht hat?

1 Claude Lichtenstein (Hrsg.), *Spielwitz und Klarheit. Schweizer Architektur, Graphik und Design 1950–2006*, Baden 2008.

2 Arthur Rüegg im Vorwort zu: *Eine Kinderstadt. Erweiterung Schulanlage Scherr*, Luzern 2003.

3 Georg Simmel, «Psychologie des Schmuckes», in: Werner Sombart v. a. (Hrsg.), *Der Morgen*, Nr. 95, Berlin 15, 1908, S. 454–459

Bildlegenden:

Cover: Umbau, Sanierung und Erweiterung Schulhaus Scherr, Zürich
 S. 2: Wohnung Gertrudstrasse, Zürich
 S. 4: Wohnüberbauung James (Eckhaus), Zürich
 S. 6: Mehrfamilienhaus Steinhofweg, Luzern
 S. 8: Schulhaus Scherr, Zürich
 S. 10: Wohnüberbauung James (Langhaus), Zürich
 S. 12: Wohnung Gertrudstrasse, Zürich
 S. 14: Wohnüberbauung James (Langhaus), Zürich
 Rückseite: Mehrfamilienhaus Steinhofweg, Luzern

